Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 11

Artikel: Hilarius
Autor: Fux, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066766

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HILARIUS

Erzählung von Adolf Fux

Illustration von H. P. Weber

Nach einer tiefste Tiefen aufwühlenden Weihnacht schenkte Stepha im Guldersand noch einem Knäblein das Leben. In der Glockenfrühe des glanzheitern Junisonntags empfand dieses den ersten Weltschmerz und schrie mit dem Haushahn um die Wette. Einen in Rom geweihten Rosenkranz um die gefalteten Hände gewunden, kam der Vater aus der Kammer und riß Mund und Augen auf vor Staunen. Doch stumm wie ein Astloch hielt er dem Wunder stand, ohne Frau oder Kind anzurühren. Auf leisen Sohlen holte er die andern Kinder herbei und stellte sie wie eine angehende Orgelpfeife neben das Wochenbett. Dann mußte er zum Vieh, so rot und festlich der Tag für ihn und alle in der Brattig stehen mochte.

Aufgeblasen vor Vaterstolz saß Bonifaz am Nachmittag neben der verschrullten Hebamme auf der Truhe in der Kinderstube und gelobte laut, mit ehester Gelegenheit eine gute Tat zu tun.

« Hast dich um einen Gevatter umgetan? » knüpfte die Hebamme hier neugierig an.

« Ja, der Abraham auf dem Trossen will mir aushelfen. »

« Und hast du auch an einen Taufnamen gedacht? »

Potz! Bonifaz hat all die Zeit tiefere Sachen zu denken gehabt. Die Hebamme lacht hämisch, weil der Vater für sein Sonntagskind keinen Namen auf der Zunge hat. « So tauf es halt Bonifaz, Abraham oder nach unserm Kirchenpatron! »

Nein, dazu kann Bonifaz sein Einverständnis nicht geben. Das halbe Dorf

ist auf den Kirchenpatron getauft, und die andern heißen Abraham, Bonifaz oder Michel. Bonifaz heißt übrigens schon sein Ältester. Die Sache ist nicht leicht.

« So geh doch zum Herrn Pfarrer oder zu Herrn Luzian! » läßt Stepha sich mit schwacher Stimme vernehmen, damit sie Ruhe habe.

Das geht Bonifaz wider den Strich. Er hat nichts gegen den Pfarrer, nichts gegen Luzians werte Persönlichkeit. Aber gegen die Herren als Gesamtschaft hat er einen Pick, weil sie immer noch glauben und meinen, sie seien da und müßten da sein, um für die Bauern zu denken und zu reden und zu handeln, so bei ihnen Minderwertigkeitsgefühle erhaltend und sie am Gängelband führend. Mag sich der Sinn auch sträuben, ist Bonifaz doch schwach im Widerstand, gehorcht seinem sanften, kranken Weibe, gehorcht Überlieferung und Brauch und geht zu den Herren. Beim Holderbusch hält er an. Nicht weil ein Hänfling darauf wippt, so ein frohfarbiger, freibrüstiger Zwitscherling, sondern weil darunter ein Mann liegt, der sich pflaumenblau und zeisiggrün schillernde Käfer über Hals und Wangen krabbeln läßt, ohne daß es ihn juckt. « Oh, du glücklicher Schlafratz », lacht Bonifaz und schaut näher zu. Aber da gewahrt er unter dem blühweißen Holderbusch ein schwarzes Häuflein Elend: ein bleiches Knochengesicht, zerrissene Kleider, auf der Landstraße durchgetretene Schuhe und einen leeren Bettlerranzen. Umsonst versucht Bonifaz, den Bettler wachzurütteln. Als wäre Hunger das beste Schlafmittel. So nimmt er ihn wie ein Kind auf die Arme und trägt das dürre Männchen in die Kammer. Einmal schlägt der Fremde die Augen auf, zwei helle, grundlose Augen. Aber schon fallen sie ihm wieder zu. So schwach ist er wohl. Bonifaz holt Milch und Speis. Doch der andere kann weder essen noch trinken.

« Du hast schön abgezimmert », sagt Bonifaz und fragt nach der Herkunft. Der Fremde antwortet mit einer weit ausholenden, runden Armbewegung. Bonifaz fragt nach dem Namen. Der andere antwortet fast lautlos « Hilarius » und sinkt tiefer in die Kissen hinein, als wolle er nichts als weiterschlafen.

So schlafen nun das Sonntagskind und der fremde Bettler Wand an Wand, und über beide neigt sich die Dämmerung, die dunkle, schöne Frau, welche die Menschen sehnsüchtig, fromm und einfältig macht. Neben der Kindbetterin sitzt Bonifaz, hält ihre Hand, sinnt und spricht: «Und wenn wir ihn Hilarius taufen würden? Es wäre vielleicht irgendwie eine gute Tat, die dem Kind einmal im Leben vergolten würde! »

« So mag er halt Hilarius heißen », sagt Stepha träumelnd.

Da Bonifaz wieder mit einer Schüssel warmer Milch die Kammer betrat, fand er den seltsamen Gast steif und tot. Um niemand aufzuregen, behielt er dieses erschaudernde Geheimnis bis zum Morgen für sich. Dann ging er mit der Kappe in der Hand zum Herrn Pfarrer und zu Herrn Luzian, die alle hohen Dorfämter innehaben, und meldete ihnen des Bettlers verborgenes Absterben. Der Pfarrer schalt ihn, nicht früher gekommen zu sein. Vielleicht wäre des Bettlers Seele noch für den Himmel zu retten gewesen. Bonifaz aber ist der Meinung, der habe wohl bloß die Armut, aber keine Seele mehr aufzugeben gehabt. Herrn Luzian hingegen kam die Meldung zu früh. Der saß gerade mit wässerndem Mund am Frühstückstisch und war im Begriff, die Zwehle zwischen den steifen Hemdkragen und den obersten Luftröhrenknorpel, wo dem Adam der Apfelgriebs in der Kehle stecken geblieben sein soll, zu schieben. Er läßt sich von Bonifazius Meldung nicht beirren. Nüchternen Magens kann Herr Luzian keine Leichenschau vornehmen. Der Tote mag warten.

« Gewiß, der tote Bettler läuft euch nicht davon, Herr Luzian, und sein Ranzen ist leer. Guten Appetit! » sagt Bonifaz und kann nicht höflicher sein, während Herr Luzian mit seinem vollen Gesicht, darauf die Weinrosen zu blühen beginnen, einem handbreiten Weck Ginanzerkäse

zulächelt, der ihm zunächst auf dem Tische liegt.

Sie kommen alle kopfschüttelnd aus der Sterbekammer. « Wo habe ich dieses Angesicht schon gesehen? » fragt sich der Pfarrer und blickt über die Brille hinweg in das blendende Holderblütenlicht. «War es an der Kommunionbank? Bei der letzten Primizfeier? Am Betteltag im Turtmanntal? »

Später ist es Luzian, der sich fragt, wo er *solchem* Gesichtsausdruck bereits begegnet sei. War es beim Bauern, der an der Gerechtigkeit zu zweifeln begann, weil er einen Prozeß verloren hatte für eine gerechte Sache? Oder war es ein anderer? Luzian mag seinen Geist nicht anstrengen. Er kennt so viele Leute.

Als des Michels Michel mit der Totenbahre kam, um die Leiche mit Bonifazens Hilfe ins Beinhaus zu tragen, glaubte er, den Bauern vor sich zu haben, der sich am letzten Sankt-Gallus-Markt in Brig von einem Viehhändler übertölpeln ließ. Bonifaz aber muß an eine Zipfelmütze denken, weil sie zu einer solchen Miene paßt, eine, wie mancher im Lande sie macht zum bösen Spiel.

In der Beinhauskapelle schlugen sie das Leinlaken zurück. Bonifaz strich dem Toten die dünnen Haarsträhnen aus der Stirn. Mit Michels Michel sah er lang in das etwas breite, wächserne Gesicht. Viel Entbehrung war darin eingekritzelt, aber keine Spur von Unlauterkeit. Nirgends warf sich ein Wulst von Leidenschaft auf. Von keinem Laster waren die Züge entstellt. Wäre es dem Bettler beschieden gewesen, noch einmal seine grundlos klaren Augen aufzuschlagen, wäre daraus sicher kein Strahl des Hasses, keine Anklagewut und Weltverachtung, sondern eine Flut von Gutgläubigkeit hervorgebrochen, dem Gesicht einen kindisch-törichten Ausdruck gebend. Als Bonifaz und Michels Michel endlich aufsahen, erstarrte ihr Blick und verriet, daß jeder in dem andern eine große Ähnlichkeit mit dem Toten wahrnehmen mußte, und jeder von dieser seltsamen Entdeckung überrascht war.

Schon folgenden Tages begrub man den Bettler an der Friedhofmauer und läutete dazu das kleinste Glöcklein. Es war ihm kein großes Trauergeleit beschieden, und nur zwei von Bonifazens Mädchen gepflückte Feldblumensträuße. Reden wurden auch keine gehalten. Nicht einmal der großschnauzige Landjäger verlor ein Wort auf den Bettler, der die Reise ins Jenseits angetreten hat, ohne daß seine Schriften in Ordnung waren.

Aber der Abend hing blauseidene Fahnen über das Grab. Ein wundersames Wehen ging durch das Land. Die sich um das tote Holz des Missionskreuzes rankenden Rosen blühten plötzlich auf. Eine Amsel ließ dem Bettler ein klagendes Lied nachtönen. Und der kleine Hilarius weinte sich das Kissen naß. Stepha hatte immer noch ein schreckensbleiches Gesicht und schaute wie eine Ahnerin zur Decke empor.

*

Aber nein, der kleine Hilari ißt sich dick und rund und gedeiht. Er übersteht Keuchhusten, Masern und andere Kinderkrankheiten, lernt kriechen und gehen, plappern und beten, lachen und jauchzen. Er spielt mit der Nagelkiste, sticht sich aber kein Auge aus. Der wütend gewordene Stier rennt am Kinde vorbei in den krachenden Gartenhag hinein. Und die Schlange beißt die alte, lebensmüde Krisilda in den Weritzen, nicht aber den kleinen Hilari, der auf dem gleichen Rasenfleck an der Sonne schlief und sich mit keinem Finger gegen die Schlange rührte. Er galt auch als verschollen, fiel aber weder in den Brunnentrog noch über einen Fels hinaus und saß am Abend unbenommen und eßlustig hinter der Nudelschüssel. Hilarius war und blieb ein Sonntagskind, erstickte an keinem Kieselstein, fiel von keinem Baum zu Tode, geriet nicht unter das Wagenrad.

Mit vier Jahren war Hilarius so weit, daß er ins öffentliche Leben eintreten konnte, und zwar am Sankt Herrgottstag, an diesem Tage, da das Dorf alles, was

sich ansehen läßt, auf Straßen und Plätze trägt; alles, was in Reih und Glied gehen, im Chor beten und singen, was Trommeln schlagen, Pfeifen blasen, Mörser losbrennen kann, zu Gottes Lob und Preis aufbietet; mit festlich angetanen Mannen und Frauen, mit Kränzeljungfern und geschmückten Kindern, Kreuzen und schweren Fahnen prunkt, und da die Glocken läuten, läuten, läuten. Mit seinen strohblonden Haarkringeln, in einem weißen, langen Röcklein wandelnd, nahm Hilarius sich in der Prozession aus wie ein Engel des Lichts. Aber im folgenden Jahr ist er schon kein Engel mehr gewesen, sondern ein kleiner Fahnenschwenker. Er hatte inzwischen Läuse bekommen und einen Ausschlag. Darum mußten die strohblonden Locken fallen. Aber es ist keine Schande, daß er nun schon in der Knabenzeile trippelt und kein geschlechtsloser Engel mehr ist. Er ist sogar sehr stolz auf den Fortschritt. Das Gesicht ist etwas in die Breite gegangen und damit auch die Tropfnase. Aber mitten in diesem Gesicht sitzt ein nie erlöschendes Lächeln. Und es steht ihm wohl an, dieses immense Lächeln der Gutmütigkeit.

Die Jahre gehen über Dorf und Land. Das Bettlerkreuz auf dem Friedhof ist vermorscht und liegt im Unkraut verborgen. Dank seiner stattlichen Körpergröße paradiert Hilarius nun schon als Venner des Jünglingsvereins durch die Gassen und an den Kränzeljungfern vorbei. Ordnungsgemäß und zum allgemeinen Wohlgefallen entwickelt und entfaltet er sich. Und wächst ihm nicht unversehens ein Kropf oder ein anderes überflüssiges Glied, wird er bald als Rekrut ausgehoben und dann bis ins Landsturmalter mit geschultertem Gewehr in der Prozession mitmarschieren, wie ein Herrgottsgrenadier. Kommen dann die Jahre der Weisheit und Würde, wird er wohl gar als Ratsherr hinter Herrn Luzian oder dessen Erb- und Nachfolger einherschreiten. Doch damit dürfte er den Höhepunkt erreicht haben und allzubald als zurückgetretener oder von dem Demokraten ausgeschalteter Ratsherr in die hintern und bescheidenern Reihen gelangen, wo man nur mehr des Betens wegen mitgeht und weder sehen noch gesehen sein will. Wo man sich buchstäblich in den Staub wirft, in diesen heißen Staub der Dorfgassen, und betet: «Herr, erbarme dich unser!» wenn der Pfarrer die Monstranz über das Volk hebt, sie derart in der Sonne funkeln lassend, daß sie nach allen Seiten goldene Speere und Blitzbündel schleudert. Und wie an der Spitze der Prozession immer neues Jungvolk zuwächst, wird Hilarius mit andern Altersgenossen und -genossinnen mehr und mehr dem Ende zugeschoben, wo man krampfhaft festhält und mittrippelt, bis man plötzlich nicht mehr dabei ist und entweder im Guldersand im Bett liegt oder schon in den Himmel eingegangen ist. So und ähnlich verläuft dieser gerade Weg für alle, der Weg eines Lebens voller Arbeit und Genügsamkeit, alljährlich unterbrochen und abgemessen von diesem größten Feiertag.

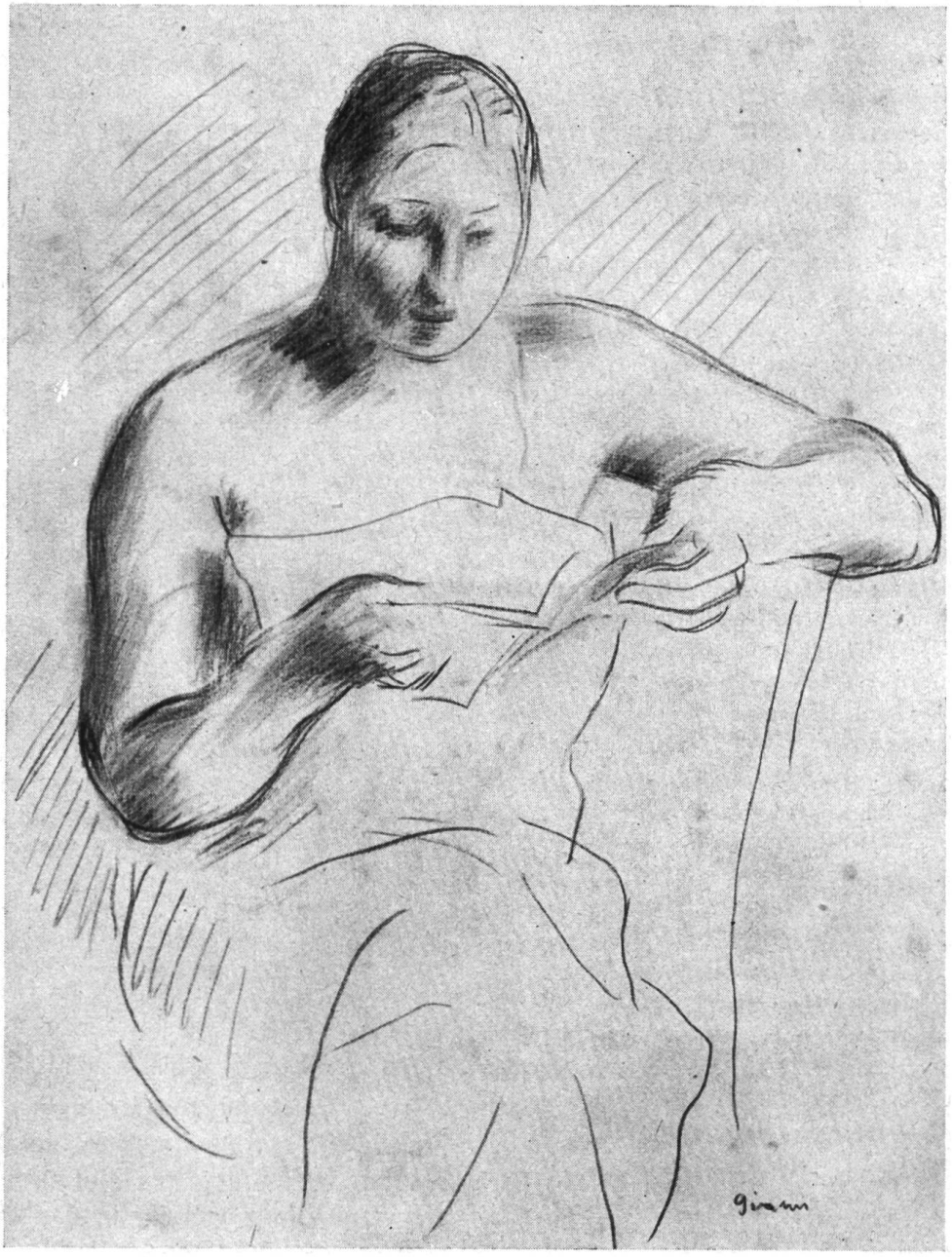
* * *

Rösli und Bethli haben ein Velo. Sie möchten zusammen einen Ausflug nach dem 10 km entfernten Egliswil unternehmen. Das Velo ist aber zu schwach, um beide zu tragen.

Frage: Wie stellen sie es an, um dennoch rascher zusammen ans Ziel zu kommen, als wenn eines von ihnen das Velo benützen und das andere zu Fuß gehen würde?

Auflösung Seite 68

Aber dann bekommt Hilarius' Leben einen Knacks. Der Hunger, dieses alltäglich heftige Verlangen, diese ihn quälende, nie gestillte Gier, diese ewige, alles andere verdrängende Bauchsorge wird ihm zum Verhängnis. Es ist dies ein übernatürlicher, nicht zu ersättigender, ein fürchterlicher Hunger, vielleicht von jenem Bettler ererbt, der auch mit einem vollen Milchkrug und einem ganzen Roggenbrot nicht mehr zu retten war und Hungers gestorben ist. Aber das ist ein Fluch, daß der Hunger nicht mit dem Menschen stirbt, weder in den Himmel eingeht, noch zur Hölle fährt, sondern weiterhin auf der Erde sein Wesen treibt und auf die Hinterbliebenen übergeht. Geschieht dieser Übergang wohl meistens



W. Gimmi Bleistiftzeichnung

bei den Trauermählern, so mag er sich damals im Gulderhaus in heimlicher Nacht vollzogen haben.

Freilich auch die andern, Vater Bonifaz und Mutter Stepha und die Geschwister und alle im Dorf und im ganzen Tal und darüber hinaus, hatten ihren Hunger, ihren eigenen Hunger; aber bei Hilarius handelte es sich um den Hunger eines Riesen, um einen Hunger, dem nicht beizukommen war. Erhob er sich auch mit seinem breiten, gutmütigen Lächeln vom Tische, der Hunger schaute ihm noch groß aus den Augen. Und als Hilarius aus der Rekrutenschule kam, hatte sein Hungergefühl sich noch gesteigert.

Liegt es nun eigentlich nicht in der Wesensart eines Bonifaz, nicht in seiner behaglichen, breiten Natur, zu vernünfteln und zu errechnen, wie er die Familie ernähre, sondern instinktiv zu arbeiten und dem Boden abzuringen und abzuzeugen, wessen es dazu bedarf, so machte ihm der Hunger seines Sohnes Hilarius doch angst und bang. Im Keller schwanden die Erdäpfel, ehe die neuen auf dem Acker blühten. Der Kornkasten wurde vor der Ernte leer. Die im Speicher hangenden Würste und Speckriemen, diese überlieferungsgemäß angelegte eiserne Ration, wurden vor der nächsten Hausmetzge aufgezehrt. Ehe die Kühe wieder auf die Alp getrieben werden konnten, mußte der letzte Käse angeschnitten werden. Und wäre jemand aus der Familie plötzlich gestorben, man hätte den Verwandten und Bekannten nichts aufzutischen gehabt und wäre schlechter daran gewesen als die Krisilda selig, der man sechs von sieben Käsen gestohlen hatte und die den siebenten und letzten Käse nicht anzuschneiden gewagt hat, weil dann bei ihrem Totenmahl die Trauernden keinen Käse hätten essen können. Nein, die Krisilda hungerte neben ihrem letzten Käse und sparte ihn für ihr eigenes Totenmahl auf.

Aber so ließe Hilarius' Hunger sich nicht abfinden. Er ist auch viel zu mächtig. Wenn das so weitergeht, frißt er noch das Guldersand auf und übervorteilt die andern in unmenschlicher Art. Das muß der Vater sich endlich überlegen und hat auf einmal der Sorgen und auch des Muts genug, ihm das unter vier Augen zu sagen. Da weicht das Rot aus seinen Wangen und die Nase dehnt sich noch etwas tiefer. Schwer kaut Hilarius an dieser unerbittlichen Wahrheit. Sie gibt dem langsam denkenden Jüngling ordentlich zu schaffen. Er kann den von dieser Wahrheit aufgewühlten Gedanken keinen schweigsamen Widerstand bieten, muß und will mit ihnen fertig werden. Dabei spielt in seinem Gesicht noch alleweil das ihm angeborene immense Lächeln der Gutmütigkeit und Unschuld. Aber hinter dem Lächeln findet eine Auseinandersetzung statt mit seinem Hunger, womit ihn Gott gestraft zu haben scheint für etwas, das nicht er verbrochen hat.

Seit des Vaters Offenbarung steht Hilarius auf der Lebensschneide. Daß die andern seinetwegen nicht darben sollen, schwört er bei seiner Seele und seinem Hunger. Bevor er es auffrißt, wird er dem Guldersand entsagen, sich von ihm trennen. Diese kleine, mit Birken und Goldweiden abgegrenzte Siedelei, bedeutet ihm zwar alles. Sie ist Heimat, ist für ihn der Nabel der Welt. Schweren Herzens wird er in die Fremde ziehen. Nur weiß er noch nicht, was er in der Fremde beginnen soll? Wohl wird er seine Kraft überall antragen, wird bei Holzschlägen, auf Bauplätzen und in Fabriken um Arbeit fragen. Wird aber damit seinem Heißhunger geholfen sein, wenn andere bei den dort bezahlten Löhnen kaum ihr Brot verdienen und nie satt werden? Vielleicht aber hat er mehr Glück? Vielleicht erhungert Hilarius sich einen glänzenden Einfall?

Sieben Tage nach der unerbittlichen Offenbarung hatte Hilarius sich für den Auszug aus dem Guldersand entschieden.

Ohne sich irgendwelcher Zusammenhänge zu erinnern, stopfte Mutter Stepha den einst in der Kammer liegengebliebenen und jetzt zufällig im Speicher ausfindig gemachten Bettlerranzen mit Brot

und Würsten voll. Der Vater steckte Hilarius einen runden Zehrpfennig zu. Etwas Geweihtes, das ihn gegen das Böse bewahren und verhüten soll, daß ihm schon beim Angang ein schwarzer Krott oder ein grauer Putz entgegenkomme, nähten ihm die Schwestern in die neue Joppe. Und während der eine Bruder ihm einen selbstgeschnitzten und reich verzierten Weichselstock in die Hand drückte, steckte ihm der andere ein lustiges Häherfederchen auf den Hut. So schied Hilarius wohl versehen und ohne Groll im Herzen und wanderte frohen Mutes in den jungen Tag hinein.

Bald aber drückte ihn der Riemen des schweren Ranzens. Und bereits hinter dem Auwald, wo der heimische Kaminrauch noch wie ein blasser Dunst ersichtlich ist, saß er rittlings auf einen Markstein, schnürte den Ranzen auf und begann zu essen. Und wie er so saß und aß und dabei die Zeit vergaß und über die aufgehende Saat des in den Auwald hineinwachsenden Ackers sah, begann sich etwas zu regen. Leise wie ein Geheimnis trat ein rostroter Hirsch aus dem Erlenbestand und begann in der jungen Saat zu äsen. Dem einen folgten andere Tiere, eine Hindin, ein Kalb, ein Feisthirsch. Es begann sich im Acker zu rudeln, so manches Tier war es nun schon, das dort dem Bauer das Brot wegfraß. Vor Ergötzlichkeit vergaß Hilarius fast seinen Hunger. Noch nie im Leben hat er einen Hirsch gesehen. Solches Wild ist in diesen Gegenden nie heimisch gewesen. Eines naturschützlerischen Schwarms wegen wurden diese Hirsche aus Tierparken der Niederungen ins Hochgebirge versetzt, aus Hege und Pflege heraus der Wildnis preisgegeben. Ein Schwarm grenzt immer an Einfalt. In der guten Jahreszeit fühlten sich die Tiere dort so wohl wie Sommerfrischler, für die der Tisch reichlich gedeckt ist. Beim nahenden Herbst aber flohen sie aus dem rauhen Gebirge, drückten sich in die Wälder und fallen nun in die Äcker jener armen Bauern, denen man den Eintrieb der Geißen in den Wald verboten hat. Verdrehte Welt! Den einheimischen Geißen verbietet man den Wald und setzt dagegen von auswärts bezogenes Wild ein, das sich mit dem Wald allein nicht begnügt und noch dem Bauern das Brot wegfrißt. So wandelt sich Hilarius' ursprüngliches Ergötzen in Feindschaft gegen die Hirsche. Besonders der Feisthirsch benimmt sich entschieden zu selbstsicher, als wäre er in diesem Roggenacker geboren und kein fremder Hudel. Man sollte ihm eins aufs Fell brennen, überlegt Hilarius und denkt an sein gutes helvetisches Gewehr, das daheim in der Kammer hängt. Während er die zweite Wurst fertig ißt, überkommt ihn das Gefühl, er könne nicht ruhig fremdem Brot nachziehen, solange Hirsche des einheimischen Bauern Eigengewächs vertilgen. Und gerade wie Mutter Stepha eine Schüssel geschwellte Erdäpfel auf den Mittagstisch stellt, steckt Hilarius zur allgemeinen Überraschung die Nase zur Tür herein. Aber er hat die Tischrunde bald aufgeklärt und ihre Zustimmung gefunden. Vorläufig setzt er sich an seinen angestammten Platz hinter den Tisch, pellt andächtig einen Erdapfel um den andern und schluckt sie in sich hinein, als wären es gekochte Taubeneier.

Den Nachmittag verbrachte Hilarius mit Zielübungen und Hoffnungen und allerlei Erklärungen über die Güte des Hirschfleisches und das Gewicht der Keulen, als hätte er das in der Fremde schon erfahren. Beim Eindämmern schlich er mit geladenem Gewehr durch den Auwald, stieß, wie erwartet, auf die weidenden Hirsche und knallte den Feisthirsch und noch ein zweites Tier heraus, während die andern in mächtig langen Fluchten durch den Auwald brachen.

Es ging tief in die Nacht hinein, bis Hilarius die Beute heimgeschafft hatte; denn noch zögerten der Vater und die beiden Brüder mit ihrer Hilfe. Doch beim Aufbrechen und Ausweiden erwärmten sie sich. Und als den Hirschen das Fell über die Ohren gezogen war und sie bei lusterndem Lichte die Fleischmassen betrachteten, kam es wie ein wahrer Blut-

Photo: M. A. Wyß
Farn im Garten

rausch über die Männer. Wie eine ganze Fleischergilde begannen sie zu arbeiten. So war bei anbrechendem Morgen die Schlächterei vollendet, das Fleisch zum größten Teil eingesalzen, Geweih und Fell und Bürzel dem Feuer übergeben und vernichtet, damit nichts den Frevel verrate. Nicht einmal der Rauch durfte dies tun. Darum wurden gleichzeitig Wacholderstauden verbrannt, die schier nach Weihrauch duften.

Gleich darauf brotzelten Herzen und Nieren in der Bratpfanne. Im Topfe wallte bereits die Fleischbrühe auf. Erwartungsvoll saßen die Gulderleute um den Tisch und zeigten ihre starken Zähne, lächelnd und gierend. Zufriedener als alle ist Hilarius. Das war ein guter Angang. Mit dieser Beute und jener, die noch in Aussicht steht, ist für den Winter reichlich vorgesorgt. So eilt es nicht, vom Guldersand zu gehen. Der Weg in die Fremde läuft ihm nicht davon, Dagegen steht der Winter vor der Tür. Hinter dem Giltsteinofen kann Hilarius nun warten, bis der Frühling das froststarre Land und die kalten, eisigen Städte auftaut. Dann wandert es sich leichter, und Arbeit und Imbißkörbe liegen links und rechts am Wege. Man braucht sich nur danach zu bücken.

* * *

Nachdem der Hunger wieder stärker wurde als die ihnen in die Glieder gefahrene Angst, streiften die Hirsche aufs neue äsend durch die Kornäcker. So glückte Hilarius noch der dritte und vierte Abschuß. Als er es aber damit nicht bewenden ließ und sich auch noch an den fünften Hirsch heranpirschte, belauerte ihn das endlich argwöhnisch und auf ihn aufmerksam gewordene Auge des Gesetzes.

Hilarius aber hat fast so gute Loser wie die Hirsche. Und da der große Gabler sein Gehörn unruhig aufwirft und dreht und ihm die Weichen zittern, dreht auch Hilarius den Kopf nach den alten, verknorzelten Weiden, aus denen heraus der Zornstrahl des strengen Auges des Gesetzes ihn trifft. Katzangst wurde ihm da. Es gelüstete ihn plötzlich nach keinem Hirschen mehr. Linden Gemütes hetzte er vom Auwald ins nahe Moor hinein. Ohne angeschossen zu werden, konnte er im Schutze der frühen Dämmerung und des hohen Lieschgrases dem Wildhüter entweichen. Dieser aber, den es zum Kotzen wurmte, dem Frevler nicht eher das Handwerk gelegt zu haben, eiferte um das Gulderhaus. Hat er Hilarius auch nicht zu fassen vermocht, weiß er doch, aus welchem Loche der Frevler gekommen ist. Und weil der wieder in das gleiche Loch schlüpfen muß, richtet sich das Auge des Gesetzes nun hartnäckig auf die Tür des Gulderhauses.

Das entging seinen Bewohnern nicht, und es schwante ihnen nichts Gutes. Vor allem schafften sie den noch vorhandenen Fleischvorrat in den mit dem Hause verbundenen Holzschopf. Je tiefer die Nacht eindunkelte, um so schärfer fühlten sie das Auge des Gesetzes auf ihr Haus gerichtet. Sie ängstigten sich um Hilarius, der irgendwo durch die Nacht irrt und von Frost und Hunger und Einsamkeit durchdrungen sein muß. Aber sie können ihn doch nicht herbeiwünschen, weil er da dem Wildhüter in die Arme laufen müßte. Kaum graut der Tag, kriecht Bonifaz hinter die Dachluke. Das Auge des Gesetzes wacht immer noch. Es schillert und funkelt, ist grün und gelb, zwitzert und sticht.

Von Zeit zu Zeit meldet Bonifaz etwas in den Flur hinunter, wo die andern erwartungsvoll um die unter das Dach führende Leiter versammelt sind. Kommt eine Meldung von oben, halten sie den Atem an. Gleichmäßig gehen die Köpfe in die Höhe. Aber gleich kippen sie wieder nach vorn. Die Nasen der Mädchen werden lang und feucht. Den Brüdern fallen die Kinnbacken herunter wie arbeitslosen Nußknackern. Besonders der Mutter wird immer ängster.

Nun komme der Wildhüter stracks auf das Haus zu, meldet der Vater nach einer traurigen Weile. Da stoßen Mutter und Töchter grundtiefe Seufzer aus. Die Söhne aber verfluchen die Naturschützler

Photo: M. Dickenmann
Pferdeschwamme an der Thur

als die Ursache allen Übels, verfluchen die Hirsche und alle Wildhüter der Welt. Sogar gegen Hilarius knirscht ihre versteckte Wut.

Ein harter, magerer Finger klopft dreimal an die Tür. Niemand regt sich und geht hin, sie zu öffnen. Aber sieh, vor dem Auge des Gesetzes scheint sich die Haustür von selbst zu öffnen, Kisten und Kasten springen auf, von den leeren Töpfen heben sich die Deckel; nur die Spälten im Holzschopf bleiben faul an ihrem Platze liegen. In ihrer Ohnmacht schauen die Gulderleute leidend zu. Nun aber schaut das Auge des Gesetzes auch in sie hinein. Doch sie wollen sich nicht durchschauen lassen, wehren sich verzweifelt dagegen, drehen und winden sich, bis die Mutter gequält aufschreit: «Ums Gotts willen, wo ist unser Hilarius?»

« Das wundert mich auch », gibt der Wildhüter trocken zurück und macht den Vorschlag: «Wir könnten einander suchen helfen! »

Die Angst um Hilarius wirkt nun schon derart beklemmend, daß sie wirklich gemeinsam das Haus verlassen und dem Auge des Gesetzes das eigene Blut suchen helfen. Aber es senkt sich der Nachtfrost über das kahle Land, und sie haben Hilarius immer noch nicht gefunden. Nur das Auge des Gesetzes hat etwas entdeckt. In einer hohlen Weide am Rottenbord hat der Wildhüter das Gewehr ausfindig gemacht. Er muß die andern an die Fundstelle führen. Sie sehen in die hohle Pappel hinauf, sehen durch ihre Hohlheit wie durch ein Rohr dem gerade darüber stehenden Mond ins runde Antlitz. Dann wenden sie sich dem Wasser zu, schneuzen sich der Reihe nach die Nase und trösten sich damit, daß das Wasser viel zu klar sei, um eine darin liegende Leiche verbergen zu können, aber auch viel zu müde im nun alternden Jahr, um eine solche wegzutragen oder einzusanden. Hilarius kann nicht ins Wasser gegangen sein. Nein, er ist kein Selbstmörder. Ho, wozu hätte er da eine Religion? Und doch ist keine Lebensspur von ihm aufzustöbern. Der gefrorene Boden hat wohl keine angenommen? So war aber auch keine zu verlatschen mit den vor Traurigkeit schweren Füßen der Angehörigen. Außer dem Gewehr hat er nichts zurückgelassen, keinen Blutstropfen, keinen Schuh und keinen Strumpf; kein Zeichen seines kurzen irdischen Daseins und Vorübergehens; weder etwas von seinem Hunger noch von seiner unsterblichen Seele sind zurückgeblieben, und war doch solch ein Vielfraß und Kirchenläufer. Er ist mit Haut und Haar verschwunden, so gänzlich und vollkommen, als hätte die Erde ihn verschluckt.

Am wenigsten glaubt der Wildhüter an einen Selbstmord. Ein solcher wäre auch bei der sinnlosesten Angst überflüssig gewesen. Und will er auch nicht seinen Tod, behandelt der Wildhüter Hilarius doch wie einen Frevler, der leibt und lebt, bringt ihn in den Polizeianzeiger und damit um seine Sicherheit in der Fremde und die bürgerliche Ehre.

So ist aus dem Sonntagskind wohl kein Verbrecher, doch ein Irrläufer und Landstreicher, ein gebrandmarkter und gehetzter Mensch geworden, ein Bettler gar?

Am Abend von Sankt Katharina, wenn auch die Marktbesucher aus den Dörfern ob dem Pfynwald noch in Siders und Glarey mit den Eifischern beim Weine sitzen und die jungen Leute den Tag im Tanz ausdrehen, legte ein Landjäger einem Bauernburschen die Hand auf die Schulter. Es war einer, dem das braune Haar tief in die Stirn hineinwuchs, aber gutmütiger Art, so daß sich das Anlegen von Handschellen in der Wirtsstube wohl ersparte. Stumm vor Überraschung sah der Bursche den Landjäger an, wendete kein Auge von seinem fragenden Munde, kaute an einem Stück Brot weiter. Ein bläßliches Mädchen aber gab seinen Tänzer augenblicklich auf, setzte sich an die Seite des vom Landjäger verhörten Burschen, sprach für ihn, wies sogar einen Heimatschein vor, der nicht auf Hilarius vom Guldersand lautete. Das Mädchen sprach so treuherzig und über-

zeugend, daß der Landjäger sein Vorgehen bereute. Er war höflich genug, sich zu entschuldigen. Ja, der harte Mann ging noch weiter. Er mochte den lieben langen Tag durch wohl auch ein Gläschen getrunken haben? Wie hätte er sonst für das Paar eine Runde und eine Wurst bestellen können? Aber den Burschen schien das nicht zu überraschen. Er sagte zu seinem Mädchen: « Danke du ihm, du hast das größere Maul! » und aß die Wurst allein auf. Das Mädchen aber dankte, indem es dem Landjäger den nächsten Tanz versprach.

Im finstersten der Wälder, wo tags kaum ein Sonnenstrahl auf den Moderboden dringt und nachts kein Funke Licht ist als diese einzige Kerzenflamme in der verrufenen Holzerhütte, hielt sich ein Pechgewinner auf. Diesen spielte der Zufall einem Wildhüter in die Hände. Und er trieb ihn vor sich her durch den weiten Wald. Fast einer Tagereise bedurfte es, bis sie zum nächsten Polizeiposten kamen. Aber auch das war ein Fehlgriff. Das Pechgesicht lächelte dazu. Ein seltsamer Kauz, der keine Entschädigung für die ihm zugefügte Ehrverletzung verlangte, sondern sich nur, weil erst kürzlich in die Gegend gezogen und im Dorfe nicht bekannt, unentgeltlich den Weg zum Störmetzger und Schuster zeigen ließ. Denen verkaufte er aus seiner Hucke in Birkenrinde eingewickelte Pechklumpen zum Schweinebrühen und Drahtschmieren. Auch dem Pfarrer trug er einheimisches Pech als Ersatz für den aus dem Ausland bezogenen Weihrauch an. Der aber rümpfte die Nase. Dann handelte der Mann die Hucke voll Roggenbrot und drei Kerzen ein und zog wieder, das Gesicht von diesem eigentümlich gutmütigen Lächeln erhellt, in den finstersten Wald und seine alten und neuen Geheimnisse hinein.

Fast in der gleichen Zeit begab sich die Sittener Stadtpolizei in das zwischen die Schloßstraße und die Lombardeigasse eingeengte Hinterquartier, wo sich in die alten Häuser, darin der Stuckputz aus fürstbischöflichen Zeiten und der Scheinadel des einstigen Kondottieri-Feudalismus längst zerbröckelt und verblaßt ist, die Landesarmut deutscher Zunge einnistet. Dort zerrte der Wachtmeister einen großen Schläfer aus dem Lotterbett ans Licht. Aber er war nicht Hilarius und durfte sich wieder hinlegen und weiterschlafen. Auch jener Schriftenlose, den man von Fryburg ins Rhonetal zurückschob, wurde unnütz verhört. Er sprach nur welsch. Also konnte es nicht Hilarius sein. Nein, er war nicht der gesuchte Frevler, sondern ein braver Gundiser.

So tat die Polizei einen Mißgriff um den andern. Wohl war es stets ein anderer Bursche, aber immer der ähnliche, gutmütige Mensch oder das, was man aus ihm gemacht hat, in der Schule, in der Gemeinde, im Militär, gestern und heute, und morgen noch daraus machen wird: der unsichere, schwerfällige, überall verschupfte und zurückgedrängte und gehänselte, in allen Hemmungen verstrickte und einer Dämmerseele unterworfene Mann aus dem Volke, der unsterbliche Mann der Einfalt, der selber nicht weiß, daß er ein im Weltgeschehen

---

«Welschlandreise» von Seite 9

1. — Un coup de bise vient d'emporter mon chapeau dans le Rhône... Voudriez-vous m'indiquer un bon chapelier?
2. — Bonjour, Monsieur... Je désire un feutre léger, de teinte assortie à celle de mon complet et que je puisse mettre aussi avec un manteau d'été brun clair.
3. — Je porte le numéro 53.
4. — Auriez-vous une glace où je puisse me voir de tous les côtés?
5. — Le bord est un peu trop large... La teinte s'accorde mal avec celle de mon manteau.
6. — C'est tout à fait ce qu'il me faut... Veuillez encore marquer mes initiales sur le cuir, s'il vous plaît.

mitschwingendes Rad ist. Man richtete allerlei Fragen an diesen Mann. Man stellte Vergleiche an zwischen ihm und dem im Steckbrief Geschilderten. Man hieß ihn die Taschen auskehren, die Zähne zeigen und die Lucken dazwischen, die Augen verdrehen und den Daumen abdrucken. Aber man fragte ihn nicht, ob er Hunger habe. Man merkte es ihm nicht an. Es ist das kein besonderes Merkmal bei solchen. Und auch, was er erlebt und erlitten hat, sieht ihm keiner an, dem Mann aus dem Volke, der unberührt durch Sturm und Wetter geht und alle ihm zugefügte Unbill lächelnd quittiert. Der gleiche Mann ist es, welcher sich in guten Tagen eine Blume hinters Hutband steckt und genügsam und gedankenlos in das blaue Wunder der Natur, in dieses Ewige und Unergründliche, starrt, aber mit den drei Worten: « das ist schön », nicht weniger, wenn nicht mehr sagt als ein Staatsliterat mit einer schwungvollen Naturschilderung, die er vom Drehsessel aus erlebt.

So glichen sie sich, die von der Polizei als des Wildfrevels Verdächtigten, glichen sich untereinander, hatten aber mit wirklichen Verbrechern nichts gemein. Aber keiner von allen war Hilarius. Oder war es doch einer davon? Kaum —. Nein, es war wohl immer ein anderer Narr Gottes, kein Mann der Ich-, Hab- und Genußsucht.

Und dabei ging ein schwerer Winter übers Land. Wie Unglücksvögel kreisten die Krähen über dem Moor und dem Steindach des Gulderhauses. Es kam der Frühling, und die Spatzen schirpten lauter in Herrn Luzians Garten, wenn Bonifaz oder Mutter Stepha kamen, um wegen Hilarius unnütze Nachfrage zu halten. Brütig lag der Sommer über dem Tal, und am Sankt Herrgottstag läuteten die Glokken, läuteten und läuteten. Aber Hilarius läuteten sie nicht herbei. Wieder kommt der Herbst die Halden herunter, kommt aller Wege auf das Gulderhaus zu. Bei der reichen Erdäpfelernte dachten sie an Hilarius. Auf einen Zehrer mehr käme es diesen Winter nicht an, gern überließe ihm jedes die größten Knollen. Aber umsonst lassen sie auch nachts die Tür unverschlossen. Plötzlich hat der erste Frost ins Laub gebissen. Die Luft ist so klar, als säße man in einer großen, wunderbaren Glaskugel. Auf den Bergen liegt schon der zweite Schnee. Und hinter dem Auwald äsen wieder die Hirsche in der erronnenen Saat. Nur Hilarius kommt nicht und kommt nicht — ist wohl für ewig verschollen?

Wie Blatt und Halm, vergilbt auch der Steckbrief gegen Hilarius, vergilbt das Erinnern an ihn. Die Polizei gibt das Suchen auf; nicht aber Mutter Stepha das Hoffen. Und hat der Holderbusch auch längst abgeblüht und seine Früchte den Amseln geschenkt, sie kann nicht daran vorbeigehen, ohne genau hinzusehen, ob nicht ein Bettler darunterliege. Es liegt nie einer da. Wie gescheucht eilt sie ins Haus, läßt das Spinnrad wichtig schnurren, unterhält sich laut mit den Töchtern, sucht Vergessen. Aber plötzlich, wenn Bonifaz oder einer der Buben aus dem Holz kommen, fragt sie nach Hilarius. Diese aber haben dickere Herzborken und zählen den Bruder längst zu den Toten. Sonst hätte er doch irgendein Zeichen geben müssen. Und sie versuchen die Mutter damit zu trösten, daß Hilarius für immer satt sei. Den hungert nicht mehr, beteuern sie. Und Mutter Stepha sinnt dem nach. Aber plötzlich perlt ihr etwas über die Wangen. Um das Erinnern an Hilarius schmerzlos zu ertragen, ist Mutter Stepha noch nicht gottbegnadet genug.